

Sylvère Mbondobari: Archäologie eines modernen Mythos.

Albert Schweitzers Nachruhm in europäischen und afrikanischen Text- und Bildmedien.

Bd. 9 der Beiträge zur Albert-Schweitzer-Forschung, herausgegeben von der Wissenschaftlichen Albert-Schweitzer-Gesellschaft e.V. in Mainz. Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien, 2003, 298 Seiten, ISBN 3-631-50482-9

Dass sich ein in Deutschland studierender, gabunischer Doktorand der vergleichenden Literaturwissenschaft für Albert Schweitzer interessiert, das muss nicht verwundern. Denn untrennbar ist Schweitzers Wirkung mit Lambarene am Ogowefluss im Heimatland des Autors verbunden. Aber dass der Nachruhm des Helden ein „Mythos“ sei, den man mit der Distanz des Archäologen ausgräbt wie jenen eines Hektor und Achill im Epos des Homer und vor den Mauern Trojas, das geht uns Älteren, die wir uns an Albert Schweitzer noch recht genau erinnern können, nicht so leicht ein. Nun ja, auch Bismarck, Lady Di, Mahatma Gandhi, Che Guevara oder Patrice Lumumba sind schon Mythos und bedürfen in der Tat der Präparation ihrer Mumien. Jedoch eine historische Arbeit in z.B. der Tradition eines Leopold von Ranke, der zu rekonstruieren trachtete, „wie es gewesen“, liefert Mbondobari nicht, wollte er auch nicht. Denn der Mythos und seine Rezeption in unterschiedlichen politisch-kulturellen Kontexten ist sein Thema, nicht die historische Figur. Oder diese nur insoweit, als sie sich zur Mytifizierung eignete oder ihr gar Vorschub leistete.

Bei den Bildern, äußeren und inneren, die wir uns von großen Persönlichkeiten machen, sind in uns Identifikationsbedürfnisse, Projektions- und Abwehrmechanismen am Werke, wie der nicht erwähnte Sigmund Freud bereits wusste. Sylvère Mbondobari zieht einen anderen, jüngeren Ratgeber für seine Arbeitsweise hinzu, Roland Barthes. Dieser gab die Empfehlung aus, bei den Bildern auf die heimlichen, unsichtbaren Konnotationen in der jeweiligen kulturellen Umgebung zu achten, welche derartige Vorbilder „konsumiert“ und mit eigenen Assoziationen versieht. Mit diesem methodischen Kniff gelingt es dem Analytiker aus Afrika, überzeugend zu belegen, wie sehr Nachkriegsdeutschland einen brauchte „besser als Hitler“. Das war er ja auch. Schweitzers Gang nach Afrika beruhte, wie Mbondobari richtig referiert, auf zwei Argumenten, „dem der Nachfolge Christi und dem Wissen um die Schuld der europäischen Kultur gegenüber den kolonisierten Völkern“ (S. 179). Stefan Zweig sah Schweitzer als messianische Figur, als einen barmherzigen Samariter. Solcher Überhöhung entspricht in manchen Jugendbüchern auf der anderen Seite eine Infantilisierung der Afrikaner. Sie erscheinen als „passiv, naiv, dem Trunke und dem Kannibalismus verfallen“

(S. 207). In Deutschland, Skandinavien, England, USA steigt Schweitzer auf zum „sichtbaren guten Gewissen des Westens“ (S. 166).

Die intellektuelle Elite des nichtelsässischen Frankreich hingegen ist seit der Revolution von 1789, spätestens seit der rigorosen Trennung von Kirche und Staat (1905) auf Laizismus oder Katholizismus eingeschworen. Mbondobari zeigt auf, wie und warum man in Paris seit hundert Jahren den protestantischen Theologen und Kulturphilosophen, der auch noch überwiegend deutsch schreibt und denkt, partout nicht diskutieren will und kann. Frankreich habe geradezu eine „Rezeptionssperre“ entwickelt. Das wussten wir eigentlich schon. Wir haben es bisher nur noch nicht so gut, so systematisch und so materialreich erklärt bekommen.

Überraschender für europäische Leser ist das Referat der afrikanischen Rezeption des Grand Docteur mit Tropenhelm. Mbondobari unterscheidet einen kolonialen Diskurs (mit Verehrung für Schweitzer) und eine „postkoloniale“ Wahrnehmung Albert Schweitzers. Es hat polemisch überschießende journalistische Attacken gegeben und daneben fiktionale Verarbeitungen, die sich ein negatives Urteil schließlich aber eher verkneifen. Im Ganzen eine kärgliche schriftstellerische Beute. „Es lässt sich fragen“, so Mbondobari, „wieso er (Schweitzer) so schnell und fast spurlos aus dem Bewusstsein der meisten Afrikaner verschwunden ist“ (S.244f). Die Hypothesen, mit denen er die selbstgestellte Frage beantwortet, seien hier im Wortlaut wiedergegeben: „Zunächst ist zu bemerken, dass Schweitzers Bücher sehr spät ins Französische übersetzt worden sind und auf dem afrikanischen Markt ohnehin nicht zu finden waren. Die Rezeptionssperre in Frankreich hat dabei eine indirekte Rolle gespielt. Der wichtigere Grund ist aber, dass Schweitzer Afrikaner nur als Patienten wahrgenommen hat. Schweitzers vielzitatierter Satz ‚Der Afrikaner ist tatsächlich mein Bruder, aber mein jüngerer Bruder‘ wird als Provokation und Teil des europäischen kolonialistischen Diskurs‘ registriert. (...) Viele afrikanische Intellektuelle bedauern, dass Schweitzer sich kritisch gegenüber gewissen Aspekten des kolonialen Unternehmens geäußert hat und nicht grundsätzlich gegen das koloniale System im Allgemeinen. Im Gegenzug interessiert er die afrikanischen Autoren nur als Kolonialarzt, und sie nehmen überwiegend seine Person und nicht seine Lebens- und Weltanschauung wahr. Sein karitatives Werk betrachten sie immer mit einer gewissen Distanz und sogar mit Misstrauen.“

Dass Schweitzers Mythos allenfalls ins Wanken gebracht, aber nicht gestürzt wurde, erklärt sich Mbondobari unter Zuhilfenahme eines Ausdrucks von Norman Cousins damit, dass

zwischen Schweitzer und seinen Bewunderern eine Art *unio mystica* bestehe und diese mit rein rationalen Argumenten nicht zu erklären sei. Da hat er ja nun ausgesprochen Recht. Könnte es sein, dass der polyglotte und rational geschulte nunmehrige Dr. phil. den historischen Schweitzer erst noch für sich suchen müsste hinter dem Mythos? Dann würde er einen anthropologischen Entwurf freilegen, der Rationalität und Mystik ganz bewusst verbindet und zudem reicher und richtiger ist als die Weltansicht eines Descartes. Mbondobaris Behauptung, Schweitzer habe die Afrikaner nur als Patienten wahrgenommen, ist Unfug. Erwähnt sei nur der Bericht Schweitzers über Ojembo, den Urwaldschulmeister, in den Afrikanischen Geschichten (1939). Wenn afrikanische Autoren sich „im Gegenzug“ nur für den Kolonialarzt interessieren, geht diese Verkürzung auf ihr eigenes Konto. Möge der „postkoloniale Diskurs“ seine Zeit gehabt haben oder noch haben, für Wahrheit und Klarheit brauchen wir weder die „mythischen“ Überhöhungen noch Denkmalsturz sondern Dankbarkeit und Respekt für eine vorbildliche Lebensleistung gerade gegen den Geist kolonialer Ausbeutung. Dass Schweitzer in seiner Zeit nicht so war und nicht so sein konnte wie es diesem oder jenem Nachgeborenen heutzutage lieber wäre, das ist eine andere Geschichte. Den Friedens-Nobelpreis bekam Albert Schweitzer – wie der Name sagt - für seinen Beitrag zum Weltfrieden. Das aufzunehmen hätte die afrikanische neuere Schweitzer-Rezeption also noch nachzuholen.

Karsten Weber